

Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache
Band: 65 (2009)
Heft: 6

Artikel: Anpassung, Verweigerung, Protest - Aspekte und Tendenzen der Schweizer Literatur seit 1945 [Teil 1]
Autor: Andreotti, Mario
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-421964>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Anpassung, Verweigerung, Protest – Aspekte und Tendenzen der Schweizer Literatur seit 1945 (Teil 1)

171

Von Mario Andreotti

Als ich im vergangenen Frühjahr vom Beauftragten der Pädagogischen Hochschule Vorarlberg in Feldkirch gebeten wurde, im Wintersemester ein Seminar zum Thema «Neuere und neueste Schweizer Literatur» durchzuführen, da begründete er seinen Wunsch damit, dass in den österreichischen Schulen, selbst im Vorarlberg, Werke von Schweizer Autorinnen und Autoren kaum einmal gelesen würden. Ausser Max Frisch und Friedrich Dürrenmatt und vielleicht noch Gottfried Keller seien hier die Schweizer Autoren völlig unbekannt.

Die Aussage dieses Beauftragten ist bezeichnend für die Situation der Schweizer Literatur: Es gibt sie, diese Schweizer Literatur, und sie steht von ihren Leistungen her, vor allem wenn man die literarische Entwicklung nach dem Zweiten Weltkrieg betrachtet, der Literatur Deutschlands und Österreichs in keiner Weise nach. Aber man nimmt sie nur am Rande zur Kenntnis: im Ausland, vielleicht mit Ausnahme der damaligen DDR, z. T. gar nicht und in der Schweiz selber, wie schon gesagt, nur am Rande.

Wenn ich etwa in München oder in Salzburg in literarischen Kreisen frage, wer Beat Sterchi, Hugo Loetscher oder Gerold Späth sei, so schüttelt man in der Regel verlegen den Kopf oder tippt bestenfalls auf einen Vertreter der Jodler- oder Alphornszenen.

Die Situation ist beinahe grotesk: Da finden sich auf dem Lehrmittelmarkt Dutzende und Aberdutzende «Deutsche Literaturgeschichten», sodass die Deutschlehrkräfte kaum mehr wissen, was sie für ihre Klassen anschaffen sollen, aber da findet sich kaum einmal

eine umfassende Darstellung der deutschsprachigen *Schweizer* Literatur. Die einzige derartige Darstellung ist – man höre und staune – erst vor gut zwei Jahren erschienen, und das nicht einmal in einem Schweizer Verlag, sondern bei Metzler in Stuttgart. Neben ihr gibt es freilich noch eine zweite Schweizer Literaturgeschichte, die aber nur das zwanzigste Jahrhundert berücksichtigt und die nicht einmal in der Schweiz entstanden ist, sondern von einem Autorenkollektiv in der damaligen DDR erarbeitet wurde.

Fragen wir uns, woran es liegt, dass die deutschsprachige Literatur der Schweiz innerhalb der gesamtdeutschen Literatur einen derart marginalen Platz, einen Platz ganz am Rande einnimmt! Ich versuche diese Frage von drei verschiedenen Seiten her zu beantworten: von einer geografisch-politischen, einer kulturellen und einer sprachlichen Seite her.

Zunächst ein Wort zur *geografisch-politischen* Situation der Schweiz. Sagen wir es kurz und bündig: Die Schweiz als binnenländischer Gebirgs- und Kleinstaat hat sich im Verlaufe ihrer Geschichte stets durch ihre Randlage definiert.

Ein paar wenige historische Fakten mögen das belegen: Das Gebiet der heutigen Schweiz war im Hoch- und Spätmittelalter der südlichste Teil des Römischen Reiches deutscher Nation, also ein ausgesprochenes Randgebiet. Nach dem Ende des Schwabenkrieges 1499 trennte sich die Schweiz faktisch vom Reich. Und 1648 im Zusammenhang mit dem Westfälischen Frieden wurde diese Trennung gar *de jure* anerkannt. 1848 schliesslich, nach den verschiedenen Märzrevolutionen in Frankreich, Italien und Deutschland, war die Schweiz praktisch der einzige Staat, dem es gelang, sich eine neue, liberale Verfassung zu geben und sich so vom alten Staatenbund zu einem modernen Bundesstaat zu wandeln. Auch dies ein Phänomen, das die Schweiz zu einem politischen Randgebiet machte.

Und im 20. Jahrhundert kam noch etwas ganz anderes dazu: der Umstand nämlich, dass die Schweiz von zwei fürchterlichen

Weltkriegen, von den Gräueln des Faschismus, von wirtschaftlichen Zusammenbrüchen weitgehend verschont geblieben ist. Gerade das Letztere führte bei uns Schweizern nach dem Zweiten Weltkrieg zu einem Gefühl, ein Sonderfall zu sein, ja zu einer gewissen Selbstverliebtheit und Selbstgenügsamkeit, die man im nahen Ausland gerne als mangelndes Interesse an der Welt, als ein bewusstes Abseitsstehen interpretiert. Seitdem die Schweiz anstelle eines EU-Beitritts den bilateralen Weg geht, hat sich diese Einschätzung noch verstärkt.

So einseitig, ja klischeehaft diese Einschätzung unseres Landes teilweise auch sein mag, sie hat im Ausland zweifellos auch das Bild der Schweizer Literatur bestimmt: als einer Literatur am Rande eben.

Die Schweiz – ein neutraler Zwergstaat, eine geschichtslose Insel abseits des Weltgeschehens. Dieses Bild unseres Landes haben die Schweizer Autorinnen und Autoren selber, sich kritisch von ihm absetzend, vor allem seit den 1970er-Jahren immer wieder beschworen.

In seiner herrlichen Glosse «Wenn der Liebe Gott Schweizer wäre» bringt Hugo Loetscher diese Kritik auf den Punkt, wenn er schreibt: «Einiges spricht tatsächlich dafür, dass der Liebe Gott Schweizer sein könnte – weit weg von allem und nur zuschauen, das ist doch ebenso göttlich wie schweizerisch.» Ja, das ist in der Tat göttlich und humorvoll dazu. Deutlich boshafter tönte es aus dem Munde Friedrich Dürrenmatts, der die Schweiz 1990 nur drei Wochen vor seinem Tod als «Gefängnis» bezeichnet hat, oder aus dem Jürg Laederachs, der gar von einer «Eiterbeule» sprach.

Im Zusammenhang mit den Feiern zum 700-jährigen Bestehen der Eidgenossenschaft im Jahre 1991 gab es unter den Autoren ähnliche Töne: Von der Forderung, die Schweiz abzuschaffen, bis zu Aussagen wie «Wir sind dazu verurteilt, Schweizer zu sein» oder «Wir wandern aus nach Europa» war da die Rede. Mit aufklärerischer Arbeit haben solche Statements selbstverständlich wenig zu tun; aber sie zeigen das Unbehagen der Schriftsteller an einer Schweiz, die sie als eng, ja als erdrückend erleben.

Auffallend in diesem Zusammenhang ist die Tatsache, dass eine ganze Reihe von Schweizer Autoren immer wieder ins Ausland gehen: Paul Nizon ging nach Paris, Kuno Räber nach München, Urs Jaeggi, Matthias Zschokke, Verena Stefan, Silvio Huonder und Pascal Mercier zogen um nach Berlin, wo auch Christoph Geiser grösstenteils lebt. Gerold Späth lebt in der Toskana und in Irland, Charles Lewinsky in Frankreich, Martin Suter abwechselnd auf Ibiza und in Guatemala.

Viele von ihnen – auch das ist bezeichnend – kamen aber wieder zurück: Adolf Muschg aus Tokio und Göttingen, Silvio Blatter aus Amsterdam und Norddeutschland, Thomas Hürlimann aus Berlin, Christoph Geiser aus den USA und aus Australien. Auch Hugo Loetscher, der Weltenbummler, kehrte immer wieder nach Zürich zurück. Der Beispiele wären noch viele. Es ist wohl kein Zufall, dass das Motiv von Flucht und Heimkehr gerade in der neueren Schweizer Literatur auffallend häufig vorkommt.

So weit ein paar Ausführungen zur geografisch-politischen Situation der Schweiz und zu den Folgen für die Schriftsteller. Ganz eng mit ihr zusammen hängt die *kulturelle Situation* der Schweiz. Lassen Sie mich auch dazu ein paar Worte sagen.

Wir wissen es längst, und alt Bundesrat Kaspar Villiger hat es uns in seinem kürzlich erschienenen Buch zum Sonderfall Schweiz wieder bestätigt: Unser Land ist keine Kultur-, sondern eine reine Willensnation. Wir haben nicht *eine* Kultur, nicht einmal *eine* politische, sondern, entsprechend unseren *vier* verschiedenen Sprachräumen, gleich vier Kulturen. Wir haben, anders als etwa Frankreich, auch kein kulturelles Zentrum, auch wenn sich Solothurn dank seiner Literaturtage inzwischen zu einer Art Hauptstadt der aktuellen Schweizer Literatur gemausert hat.

Damit erübrigt sich im Grunde die immer wieder gestellte Frage, ob es eine eigenständige schweizerische Nationalliteratur gebe. Es kann sie, auch wenn sie seit der Mitte des 19. Jahrhunderts immer wieder postuliert wurde, nicht geben, haben wir es doch in der

Schweiz mit vier ganz unterschiedlichen Literaturen zu tun. Nur, und das gilt es ebenso klar beizufügen, nimmt jede der vier Literaturlandschaften von den andern bis heute nur wenig oder gar keine Notiz. Daran vermögen auch die Solothurner Literaturtage, an denen stets Autorinnen und Autoren aus allen vier Schweizer Literaturen in sogenannten «Transit-Lesungen» teilnehmen, nichts zu ändern.

Machen wir die Probe aufs Exempel: Wer in der Deutschschweiz kennt denn, und zwar nicht nur dem Namen nach, eine Madeleine Santschi, einen Nicolas Bouvier, den eben verstorbenen Jacques Chessex, wer einen Alberto Nessi, einen Giovanni Orelli oder gar einen Gian Fontana? Umgekehrt sieht es nicht besser aus: Einmal abgesehen von Klassikern wie Gottfried Keller, Friedrich Dürrenmatt oder Max Frisch, gibt es nur relativ wenige Deutschschweizer Autoren, die in französischen oder italienischen Übersetzungen vorliegen. Verleger können ein Lied davon singen, wie schwierig es ist, Übersetzungen von Werken aus einer unserer vier Landessprachen an die Käufer zu bringen.

Als Tessiner füge ich noch bei, dass gerade die Literatur aus dem Tessin einen besonders schweren Stand hat, und dies aus zweierlei Gründen: Von den Deutschschweizern wird sie kaum gelesen, weil sie nicht mehr jenes idyllische Tessin besingt, jenes «Heidiland» des Südens, das es schon längst nicht mehr gibt, das aber in den Köpfen vieler Deutschschweizer als «Ticino pittoresco» weiterhin herumgeistert. Und von den italienischen Verlagen wird sie kaum verlegt, weil man südlich von Varese ganz einfach nicht weiss, dass auch im Tessin Italienisch gesprochen wird.

Die Literatur der Deutschschweiz befindet sich in einem merkwürdigen kulturellen Spannungsfeld: Sie ist zum einen, bedingt schon durch die gleiche hochdeutsche Sprache, Teil einer gesamtdeutschen Literatur und zum andern aber auch Ausfluss eines eigenständigen kulturellen Bewusstseins, wie es sich in der Schweiz seit dem Ende des 15. Jahrhunderts, seit dem Schwabenkrieg also, allmählich herausgebildet hat.

Überblicken wir die Geschichte dieser deutschschweizerischen Literatur, so stellen wir fest, dass unser Land erst spät literarisch einigermassen bedeutsam wird. Zwar gibt es bereits in althochdeutscher Zeit, im frühen Mittelalter also, ein St. Gallen, das – vor allem unter den zwei bekannten Notker – eine entscheidende Rolle bei der Entstehung der deutschen Literatur spielt. Zwar gibt es in mittelhochdeutscher Zeit einen Hartmann von Aue, der, wenn wir dem Codex Manesse glauben dürfen, irgendwo aus der Gegend um Eglisau stammt. Zwar gibt es ein Osterspiel von Muri, gibt es ein schweizerisches Reformationsdrama, gibt es im 18. Jahrhundert die beiden Zürcher Literaturkritiker Bodmer und Breitinger, den ebenfalls aus Zürich stammenden Salomon Gessner, den Toggenburger Ulrich Bräker, die Berner Beat von Muralt und Albrecht von Haller.

Doch zur Zeit, als die deutsche Dichtung – in Deutschland mit Goethe und Schiller, in Österreich etwa mit Franz Grillparzer – jenen bedeutenden Höhepunkt erreicht, den man gemeinhin «Klassik» nennt, verstummt die Schweiz literarisch fast ganz. Sie verstummt so sehr, dass keine Geringere als die mit der deutschen Kultur vertraute französische Autorin Madame de Staël im Jahre 1810 über die Schweizer urteilen konnte: «Les Suisses ne sont pas une nation poétique.» Für *ihre* Zeit mochte sie recht haben: In Deutschland blühte die Romantik, in Österreich das Wiener Volkstheater, in der Schweiz gab es nichts Vergleichbares.

Erst seit den 1830er-Jahren tritt für relativ kurze Zeit eine Wende ein, eine Wende allerdings, die unsere schweizerische Dichtung mit einem Schlag ins Rampenlicht des gesamtdeutschen Kulturraumes rückt. Wir kennen die Namen: Jeremias Gotthelf, Gottfried Keller und Conrad Ferdinand Meyer.

Doch das Licht leuchtet auch da nicht lange: Was die Schweiz vom Ende des 19. Jahrhunderts, vom Naturalismus also, bis zum Beginn des Zweiten Weltkrieges leistet, ist, aufs Ganze gesehen, doch eher mager. An der Entstehung einer literarischen Moderne kurz nach 1900 hat sie, sieht man einmal von Robert Walsers bereits vor

dem Ersten Weltkrieg entstandenen Collagen ab, so gut wie keinen Anteil.

Überhaupt sind es ganze zwei Namen, mit denen die Schweizer Literatur in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts den Anschluss an die grosse, moderne deutsche Literatur, wie sie in Wien, in Berlin, München und Prag entsteht, findet: Friedrich Glauser und der bereits erwähnte Robert Walser. Zu nennen wäre vielleicht noch Annemarie Schwarzenbach, die, gerade weil sie schon in den 1930er Jahren gängige literarische Formen preisgegeben hatte, von der Literaturkritik erst in den späten 80er-Jahren wiederentdeckt wurde.

Alle andern Namen – ein Meinrad Inglin, ein Jakob Schaffner, ein Albin Zollinger, ein Heinrich Federer, ein Jakob Bosshart, ein Carl Spitteler, eine Maria Waser und selbst ein Hermann Hesse, soweit er Schweizer geworden ist –, all diese Namen – den Nobelpreis für Spitteler und Hesse hin oder her – stehen literarisch für ein solides schweizerisches Mittelmaß, sofern sie nicht schon längst vergessen sind.

Nein, wenn von einer literarisch-kulturellen Leistung der Schweiz in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts die Rede sein soll, dann liegt diese Leistung anderswo: Die Schweiz wird schon während des Ersten Weltkrieges, dann aber vor allem während des Nationalsozialismus, zum Land der deutschen Emigranten. Bertolt Brecht, Alfred Döblin, Robert Musil, Thomas Mann und zahlreiche andere kommen als vermeintlich «entartete» Schriftsteller in unser Land.

Was das für das Überleben der deutschen Dichtung, besonders für die noch junge literarische Moderne, bedeutete, können wir heute kaum mehr abschätzen. Die Schweiz hat ganz wesentlich verhindert, dass es 1945, nach der physischen und geistigen Katastrophe des Zweiten Weltkrieges, für die deutsche Dichtung eine Stunde Null gab. Man denke nur an die Rolle, die das Schauspielhaus Zürich während der Zeit der Naziherrschaft spielte, als es etwa Bertolt Brechts Stücke, die ja im Deutschen Reich verboten waren, uraufgeführt hat.

Doch unser Land hat während dieser schweren Zeit nicht nur gegeben, es hat ebenso sehr empfangen: Max Frisch und Friedrich Dürrenmatt wären ohne die deutschen Exilautoren, vor allem ohne Brecht und sein episches Theater, nicht das geworden, als was sie heute zu Recht gelten: als die eigentlichen Begründer und Exponenten einer schweizerischen Moderne nämlich. Mit ihnen gewinnt die Schweiz nicht nur den Anschluss an die Weltliteratur wieder, den sie nach Conrad Ferdinand Meyer verloren hat, mit ihnen erhält sie auch den Anschluss an die europäische und amerikanische Moderne, einen Anschluss, der den Schweizer Autorinnen und Autoren der verschiedenen Nachkriegsgenerationen ganz neue Wege eröffnet hat. Darauf werde ich später näher eingehen.

Ich habe von der Randlage der Schweizer Literatur im Kontext einer gesamtdeutschen Literatur gesprochen und dabei auf zwei Aspekte verwiesen: auf einen geografisch-politischen und auf einen kulturellen Aspekt. Bleibt da noch der dritte, nämlich der *sprachliche Aspekt*.

Auch da spielt die Schweiz eine Sonderrolle: Das auffälligste Merkmal ihrer Sprachsituation ist die ständige Präsenz zweier Varianten der deutschen Sprache: der Standardsprache und der Dialekte, so dass kein Geringerer als Hugo Loetscher davon sprechen konnte, wir Schweizer seien «zweisprachig innerhalb der eigenen Sprache».

Diese Zweisprachigkeit, die ja sprachgeschichtlich damit zusammenhängt, dass das Alemannische im Spätmittelalter aus den verschiedensten Gründen lautlich und z. T. auch syntaktisch auf der mittelhochdeutschen Sprachstufe stehen blieb, hat zu einer wesentlichen Eigenheit der Schweizer Literatur geführt: zur Ausbildung einer breit gefächerten Mundartliteratur.

Wir können in der Schweizer Literatur, um meinen Lesern zunächst einen sehr stark vereinfachten Überblick zu bieten, *drei* grosse «Mundartwellen» unterscheiden: Eine *erste* «Mundartwelle» kurz nach 1900 rund um den Berner «Literaturpapst» Otto von Greyerz,

mit Autoren wie Rudolf von Tavel, Simon Gfeller, Carl Albert Loosli oder dem Solothurner Josef Reinhart. Gleichsam als Nachzügler wären hier noch Ernst Balzli und Elisabeth Müller zu nennen. Eine *zweite* «Mundartwelle» setzte um 1960 mit den Mundartchansons der Berner Liedermacher um Mani Matter und den Kabarettisten César Keiser, Emil Steinberger und Franz Hohler ein. Mit ihnen zusammen wurden weitere Mundartautoren populär: So etwa der Solothurner Ernst Burren und der Berner Pfarrer Kurt Marti, auf den ich noch speziell eingehen werde. Schliesslich noch die *dritte* «Mundartwelle» nach 2004 rund um die Autoren der Gruppe «Bern ist überall». Zu ihr gehören unter anderen Pedro Lenz, Michael Stauffer und Beat Sterchi.

Nun hat es Mundartliteratur, Dialektdichtung schon immer auch im deutschsprachigen Ausland gegeben: im süddeutschen, aber auch im niederdeutschen Raum so gut wie beispielsweise in Vorarlberg oder in Tirol. Sie ist ein Ausfluss dessen, dass die deutsche Sprache, anders als etwa die französische, nicht aus einem Zentrum heraus lebt, sondern ganz im Gegenteil aus den unterschiedlichsten Provinzen. Daher gehört eine ausgeprägte Dialektdichtung gerade zum Wesen des Deutschen.

Doch in der Schweiz kommt noch ein Moment dazu, das im Ausland, soweit ich das überblicken kann, nur eine untergeordnete oder gar keine Rolle spielt: das Moment der sogenannten «Geistigen Landesverteidigung». «Geistige Landverteidigung» – der Begriff erinnert uns an die Zeit des Faschismus vor und während des Zweiten Weltkrieges, als sich die Deutschschweiz, indem sie ihre sprachliche Eigenständigkeit betonte, von Hitler-Deutschland geistig abzugrenzen versuchte. Auch der in den späten vierziger und in den fünfziger Jahren aufkommende Mundartfilm gehörte zu diesen Versuchen.

Solche Abgrenzungsversuche gegenüber Deutschland, die häufig mit Vorurteilen unserem grossen Nachbarn gegenüber zusammenhängen und noch hängen, sind freilich wesentlich älter als die Dialektbewegung während des Zweiten Weltkrieges. Sie reichen letztlich

bis in die Zeit der Reformation, bis zu Zwinglis Versuch, mit seiner Zürcher Bibel von 1531 das Alemannische zu einer eigenständigen schweizerischen Nationalsprache zu machen, ja bis zum Schwabenkrieg am Ausgang des 15. Jahrhunderts zurück.

(Der Text ist die leicht modifizierte Fassung einer Vorlesung, die der Autor in diesem Wintersemester an der Pädagogischen Hochschule Vorarlberg und im Rahmen einer Weiterbildungsveranstaltung für Deutschlehrkräfte gehalten hat.)

Literatur:

Andreotti, Mario: Die Struktur der modernen Literatur. Neue Wege in der Textinterpretation: Erzählprosa und Lyrik. UTB Band 1127, 4., vollst. neu bearb. und aktualisierte Aufl., Bern et al. 2009 (Haupt).